



Kranich im Anflug

Nahaufnahme: Yorck Kronenberg, Pianist und Romancier, übt für eine Brahms-Einspielung im RBB-Studio.

Hinter einer Fassade aus blauschwarz schimmernden Keramikfliesen: Saal 3 im „Haus des Rundfunks“ an der Berliner Masurenallee. Vielleicht ist das, seit immerhin nun schon 75 Jahren, der glücklichste Ort in dieser ansonsten so wirren, lauten, unfertigen Stadt.

Hier wurde 1931 das elektronische Zeitalter mit Mozarts „Zauberflöte“ eröffnet. Hier wirken Strenge, Klarheit, Funktionalität, die klassische Moderne des Baumeisters Heinz Poelzig. Wandelemente können umgeklappt werden, die eine Seite reflektiert, die andere Seite absorbiert den Schall. So lassen sich unterschiedliche Nachschallzeiten einstellen. Zwei Flügel, einer verdeckt, einer geöffnet. Ein Stuhl für das Publikum, mehr werden es heute nicht.

Yorck Kronenberg – der Pianist, der Bücher schreibt, und Schriftsteller, der Klavier spielt – setzt sich an den Bechstein-Flügel. Das ist das Instrument, das sich seit 1973 (Kronenbergs Geburtsjahr) hier befindet. Auf der Suche nach dem singenden Klang für Kronenbergs zuletzt erschienene Einspielung, Beethovens Klaviersonate Opus 111 und Schuberts B-Dur-Sonate D 960 (Sony BMG), hatte man sich des alten Flügels erinnert und ihn einer gründlichen Überholung unterzogen.

Merkwürdig zu lang wirkt Kronenberg, wie er da am ohnehin schon großen Flügel Platz nimmt: Sein Rücken bildet einen Bogen, die Schultern fallen nach vorn. Dieser Körper kennt keinen Sport. Schwarzes T-Shirt in der schwarzen Stoffhose, klassischer Anti-Pop.

Er hat die Stirn und auch das Kinn eines Hochkultur-Gedanken-Bewegers: Mit dem Profil kann er mit 70 noch Dirigent werden, das passt. Kronenbergs Frisur gehört nach etwa 1828 – wildromantische Schubert-Koteletten, halblanges Haar.

Wenn dieser Kronenberg seine Geschichte erzählt, klingt es angenehm unaufregend: ein Ärztesohn, in Reutlingen geboren. „Meine Eltern waren unehrgeizig. Die Wunderkindkarte wurde nie gespielt.“ Er studiert Klavier in Stuttgart, Komposition bei Friedhelm Döhl, dem Bruder des Dada-Forschers Reinhard.

Kronenberg gilt als Bach-Spezialist (Goldberg-Variationen, Chromatische Fan-

tasie und Fuge), doch weil junge Pianisten zeigen müssen, was sie draufhaben, glänzt er mit der klassischen Moderne (Schönberg, Berg, Toch) so gut wie mit Chopin.

Er spielt, und er schreibt. 2002 veröffentlicht die Edition Nautilus Kronenbergs ersten Roman „Welt unter“. Auf 128 Seiten irrt der Ich-Erzähler durch eine leere, von allem menschlichen Leben verlassene Welt. Und wenn sein Thema „Allein in einer leeren Welt“ auch nicht das originellste sein mag (Kafka, Beckett), die „Neue Zürcher Zeitung“ notierte: „Kronenberg ist mit seinem Erstling ein reizvolles, anspielungsreiches Nocturno gelungen.“



Künstler Kronenberg: *Klassischer Anti-Pop*

Frage an den Pianisten, welches der ideale Zuhörabstand zum Instrument sein müsste: zehn Meter? Er an den Tasten, ratlos: „Schwer zu sagen. Ich habe hier nie jemanden anderen spielen hören als mich.“

Und nun singt das Klavier. Kronenberg wirkt so frei, wie der nur sein kann, der sich an die Vorgaben hält: Der spielt es nicht einfach anders. Der spielt es jedes Mal aufs Neue wie zum ersten Mal.

Die Freiheit im Ausdruck resultiert aus der Kenntnis, der Durchdringung des Materials. Das Ziel vergessen kann also nur der, der es fest vor sich hat. So tastet Kronenberg sich vorwärts, er erkundet, entwickelt – wenig Platz für Mätzchen, dafür umso mehr Platz für Spontaneität.

Kronenberg ist, dem jungen Gould ähnlich, ein großer Armeschwinger, Grimas-

senzieher und Schnauer. Es ist ein Vergnügen, dem Pianisten bei der Entdeckung seines eigenen Spiels zu folgen, der Verfertigung der Musik beim Spielen.

In Saal 3 des Rundfunks Berlin-Brandenburg (RBB) spielt Kronenberg das Programm, mit dem er zuletzt auf dem Wolfsburg-Festival für Aufsehen sorgte: Bach, Beethovens Waldstein-Sonate, Brahms' drei Klavierstücke Opus 117. In Wolfsburg war der Pianist auch dadurch aufgefallen, dass seine Blicke selten auf den Klaviertasten lagen, dafür umso lieber schräg über die Schulter durch eine Panoramascheibe ins Freie gingen. Was ihn da draußen beschäftigt habe, wollte eine Dame nach dem Konzert wissen. Kronenbergs Antwort: „Ein Kranich im Anflug, ich wollte sehen, wo er landet.“

Noch sind Kronenbergs Künste – zum Glück für den Künstler – alles andere als unangreifbar. Der Schubert gerät ihm arg metaphysisch. Sein Roman hat viele gesuchte Worte. Da will einer viel.

Wenn Kronenberg nun auf seiner jüngsten CD die beiden spätesten Sonaten Beethovens und Schuberts zueinanderstellt, dann handelt es sich dabei natürlich auch um eine literarische Idee: zwei Giganten auf der Höhe ihres Schaffens, gleichzeitig ihr Abschied, das Testament. Beethoven verknappt, Schubert geht den Weg in die Innerlichkeit. Es grenzt schon an eine Frechheit, eine wunderbare dazu, mit welcher Abgeklärtheit Kronenberg sich diese beiden Groß-Hits

der Klassik, die mit zum Anspruchsvollsten gehören, zu eigen macht. Einen Kritiker erinnerte das Klangbild der CD schon an die große deutsche Pianistenschule eines Wilhelm Kempff oder Artur Schnabel.

Kronenberg sprudelt nach strengen Regeln. Frühmorgens, im Ikea-Bett, auf gelbem Linienpapier den neuen Roman „Ex voto“. Nach dem Frühstück das Klavier. Als Nächstes wird er Brahms Klavierstücke Opus 79, 117, 118 und 119 veröffentlichen. Ein Schriftsteller-Pianist, was für ein herrlich altmodischer junger Mann!

Ach, die Frisur: Ob er zugeben kann, dass seine Haarpracht an Franz Schubert erinnert? Jetzt erschrickt er. Der Pianist sucht nach Worten. Der Schriftsteller aber legt die Hände auf die Tasten, und die spielen einfach weiter.

MORITZ VON USLAR